***Konrad Paul Liessmann***

# DIE LETZTE KEHRE

## Hommage an das Rennrad

(Aus: Konrad Paul Liessmann: Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen. Wien: Zsolnay 2010, S. 145-161)

Alles ist da. Die Straßen und Brücken, die Gaststätten und Wegweiser, die Sportschuhe und die Trikots, die Studios und Hallen, die Pulsuhren und die Tachometer, die Fitnessgeräte und die Fahrräder. Zuerst zu letzteren. Es gibt viele Arten sich mit einem Fahrrad fortzubewegen: langsam oder schnell, im Gelände, im Wald, in der Stadt. Es gibt auch viele Arten von Fahrrädern: City-Bikes, Trekking-Räder, alte Damen- und Waffenräder, Mountain-Bikes. Aber es gibt nur eine Art der Fortbewegung, die der platonischen Idee des Fahrrades so nahe kommt, dass die erfahrene Wirklichkeit zum exemplarischen Abbild eines unvergänglichen Urbildes wird: das Fahren mit dem Rennrad.

Wohlgemerkt, es geht im Folgenden nicht um Sport, um Wettkampf, nicht um die Amateure, die ihre Runden drehen, nicht um die Profis, die über die Mattscheibe kurbeln. Es geht einzig und allein darum, einmal die Möglichkeiten und Grenzen einer Fortbewegung mit eigener Kraft in einer Kombination aus Effizienz und Eleganz auszuloten, die es überhaupt erst erlaubt, die Monotonie des Alltags zu unterbrechen und durch die Monotonie der Bewegung zu transzendieren. Das Rennrad ist dafür Mittel und Zweck in einem.

Natürlich kann man mit einem Rad fahren, um von A nach B zu gelangen; man kann mit einem Rad fahren, um einem Trend zu gehorchen; man kann mit einem Rad fahren, um etwas am Rücken oder in einer Seitentasche zu transportieren. Zu welchen Zweck man das Rad auch immer einsetzt - es wird dementsprechend aussehen und von seiner Nutzanwendung, wie alles in der Welt, deformiert sein. Alle Kunst aber, alles Schöne beginnt dort, wo jeder Zweck aufhört. Erst wenn das Fahrrad weder Transporthilfe noch Verkehrsmittel ist, erst wenn es ganz zu sich gekommen ist und bei sich sein kann, tritt es in einer Reinheit in Erscheinung, die auch nicht durch den Schweiß desjenigen getrübt werden kann, der sich seinen zweckfreien Imperativen überlässt. Und diese lauten: Gleiten, Klettern und: mit hoher Geschwindigkeit Hinabtauchen in die Tiefe des Seins.

Form ist ein anderes Wort für den zweckfreien Zweck. Das Rennrad in seiner seit Jahrzehnten nahezu unveränderten klassischen Gestalt kommt dieser Idee von Form nahe wie kein anderes Vehikel. Rahmen, Lenker, Laufräder, Schaltung, Bremsen, Sattel: Mehr bedarf's nicht. Was immer dazu kommt, ist ein Zuviel. Packtaschen ohnehin, aber auch das Montieren einer Beleuchtung, zum Durchfahren dunkler Straßentunnels manchmal notwendig, irritiert. Lieber hundert Meter im Diffusen als Glühlampen an einem Renner. Der oft geschmähte Konservativismus des Rennrades gründet in der Vollkommenheit seiner Gestalt. Und diese wiederum ist Ausdruck seines zentralen Prinzips: Leichtigkeit. Dass es nach Nichts aussieht und noch weniger wiegt, charakterisiert dieses Rad. Alles, was an ihm teuer ist, verbirgt sich dem Laien, öffnet sich nur dem Kenner: Material und Behandlung des Rahmens, die Verarbeitung der Muffen, die Form der Gabel, die Komponenten der Schaltung. Hinter dem Unscheinbaren verbirgt sich edelstes Material: Stahl, Aluminium, Carbon. Das Rennrad ist reine Mechanik, Kraftübertragung durch Präzision, und Puristen

werden deshalb nie elektronisch gesteuerte Schaltungen verwenden. Einziger Tribut an das Zeitalter der Mikroelektronik ist der Fahrradcomputer, ein unerbittliches Medium der Selbstreflexion.

Man kann mit dem Rennrad nichts anderes als Fahren. Allerdings nicht beliebig und überall. Das Rennrad bekennt sich zu jener zivilisatorischen Errungenschaft, die am Beginn aller Bewegungskultur steht: der Straße. Es gibt gar nicht erst vor, für die wilde Natur, dem Forstweg oder die Schotterhalde gemacht worden zu sein. Es suggeriert erst gar nicht, dass es eine technisch induzierte Rückkehr zur Natur gäbe, eine industriell oktroyierte Wildheit, eine erkaufte Versöhnung. Es will dort sein, wo Menschen die Spuren ihrer Erschließung weit sichtbar hinterlassen haben. Das Rennrad bleibt sehnsüchtig dem gewundenen, glatten Asphaltband verbunden, Zeichen dafür, dass Menschen der Natur zu entkommen trachten. Die Straße ist und bleibt der Ort seiner Erfüllung, nicht das unwegsame Gelände, auch nicht der separierte Radweg, der für alle möglichen Radfahrer geeignet sein mag, nur nicht für das Rad an sich. Die Straße, die dem Rennrad konvenieren will, muss höchste Ansprüche erfüllen: Erstklassiger glatter Asphalt, der die Reibung kaum mehr spüren lässt, eine Trassenführung, die Landschaft erschließt, ohne sie zu zerschneiden, breit genug, um auch bei gewundenen Abfahrten nicht ständig bremsen zu müssen, und doch nicht so breit, dass man im Blickfeld nichts hat als die Straße selbst.

Das Rennrad bringt nur jene Kraft auf den Asphalt, die im Körper eines Menschen steckt. Es ist leise. Nahezu ungehört taucht der Rennradfahrer auf und verschwindet wieder. Bewegung in der Stille aber könnte überhaupt als Modellfall einer kultivierten Fahrt gelten. Der Sündenfall aller Kultur wäre dann der brüllende Motor. Wer einmal erlebt hat, wie die Stille einer hochalpinen Region plötzlich von dem aufjaulenden Motor eines einziges Motorrades grausam zerschnitten wird, weiß, dass sich nur eine barbarische Zivilisation dem Verbrennungsmotor unterwerfen konnte. Wo immer es kann, weicht das Rennrad deshalb dem dröhnenden, die Landschaften der Stille brutal durchschneidenden Lärm der Motoren aus und bliebt doch nicht frei von jener Erfahrung, die Theodor W. Adorno in den *Minima Moralia* formuliert hatte: Aus der Perspektive der Motorisierten zum Ungeziefer der Straße zu zählen. Gegenüber dem Radfahrer gilt für viele Motorisierte, so hat des Anschein, nur eine Devise: Überholen um jeden Preis, gleichgültig, wie eng, unübersichtlich, gegenverkehrsreich die Stelle auch sein mag, gleichgültig auch, wie schnell der Radfahrer selbst sich bewegt. Unerträglich scheint es dem Motorisierten zu sein, für einige Sekunden abzubremsen, zu warten, bis Straße und Sicht wieder frei sind. Er muss, im Schutz seiner Blechhaut, vorbeifahren, den Unmotorisierten abdrängen. Und ist er, was selten genug vorkommt, doch einmal gezwungen, zu warten, weil die Verhältnisse kein Überholmanöver zulassen, spürt der Radfahrer hinter sich schon die fauchende Nervosität des Eingebremsten, der dann, mit triumphierend aufjaulendem Motor, bei erstbester Gelegenheit vorbeizieht, eine Schwade von Lärm und Gestank hinter sich lassend, die überflüssige Demonstration einer Macht, die in nichts anderem gründet als der Stärke einer Maschine, die den Menschen zu ihrem sklavischen Anhängsel gemacht hat.

Was alle Vehikel des Menschen auszeichnet, kommt aber auch dem Rennrad zu: die Faszination der Geschwindigkeit. Diese beginnt dort, wo man schneller wird, als ein Mensch laufen kann. Um ihr zu erliegen, benötigt der Rennradfahrer allerdings nur eine reibungslos funktionierende Mechanik, die seine körperlichen Möglichkeiten optimal übersetzt, keine fremden Antriebe sonst, weder die eines Tieres noch die

einer Maschine. Mit 30, 35 und, wenn das Schicksal gnädig ist und der Wind von hinten kommt, vielleicht noch mehr Stundenkilometern durch eine Ebene zu gleiten - eine Bewegung, die ein unverwechselbares Gefühl gibt: schnell genug, um die Landschaft an sich vorüberziehen zu lassen, Dörfer, Felder vor sich auftauchen zu sehen um sie alsbald aus dem Blick zu verlieren, schnell genug, um den Wechsel von Formationen, Vegetationen, Besiedlungsdichten zu erleben, und doch noch langsam genug, um Landschaften im wahrsten Sinn des Wortes *erfahren* zu können. Der Körper entwickelt bei dieser Art der Fortbewegung ein eigenes Gedächtnis, der Verlauf der Straße wird, lustvoll und manchmal durchaus schmerzhaft, genau registriert, dem Auge kann sich das Vorüberziehende gerade noch einprägen. Sich mit dem Rad eine Region zu erfahren bedeutet, sie in einer Intensität wahrzunehmen, die wohl berührt ist von der Flüchtigkeit aller Bewegung, ein Bild nahtlos in das andere übergehen lässt, ohne aber dass Landschaft, wie bei motorisierten Fahrten, Kulisse würde, die im Auftauchen schon verschwindet, aber auch ohne dass die Umgebung, wie beim Wandern, still gestellt erscheint, nur langsam, Schritt für Schritt, zurückweicht. In dieser Form des Gleitens stellt sich gerne ein Zustand dekonzentrierter Konzentration ein, mit halben Ohr werden das Surren der Kette, die Geräusche des Verkehrs wahrgenommen, das Auge wandert unbeteiligt zwischen Straße und Horizont hin und her, und der Kopf wird frei. Assoziationen steigen auf, Erinnerungen werden reproduziert, Ideen geboren. Der gleichmäßige Tritt wirkt kontemplativ, und die Ebene, von vielen als langweilig denunziert, entwickelt ihren einzigartigen Sog. Wer jemals eine große Ebene wie die ungarische Puszta mit dem Rennrad durchquerte, wird dies nie vergessen.

Was in der Ebene leicht scheint, im hügeligen, gar gebirgigen Gelände schwerer und damit zur Herausforderung wird, ist dem Fahren mit dem Rennrad inhärent: das Zurücklegen großer Distanzen, die metaphorische Eroberung des Raumes mit den Beinen. Mit dem Rennrad kleine Ausflüge zu machen, ist ohnehin ein Unding. Fahrten von ein, zwei Stunden und alles, was unter 100 Tageskilometern liegt, gelten als Training. Die eigentliche Lust beginnt, wenn man den ganzen Tag im Sattel sitzt, und der Fahrradcomputer jenseits der 100km-Marke zu zählen beginnt. Und wenn alles stimmt, das Wetter, die Kondition, die innere Kraft, und man nach 200 Kilometern vom Rad steigt, sich noch einmal über die Karte beugt und mit den Fingern die Tour nachfährt, weiß man, dass dies mehr war als nur eine Betätigung des Körpers: Es war die Aneignung einer Region, die keine Spuren hinterlassen hat außer im Gedächtnis.

Im stundenlangen Gleiten durch die Landschaften aber ist das Rennrad noch lange nicht bei sich. Sein Name, seine Beschaffenheit, seine Geometrie und sein Mythos suggerieren vor allem eines: Geschwindigkeit. Alle Landschaft, alle Beschaulichkeit und Kontemplation verschwinden angesichts einer Abfahrt mit höchster Geschwindigkeit. Sich, vorgebeugt und, um den Luftwiderstand zu verringern, geduckt eine stark abfallende *lange Gerade* hinunterzustürzen, die Kette liegt auf dem größten Gang, in wenigen Sekunden auf 60, 70, auf weit über 80 Stundenkilometern zu beschleunigen und nur noch Augen dafür zu haben, dass keine Unebenheit, kein Schlagloch auf der Straße, kein Tier oder Passant im Blickfeld auftauchen möge, die Hände bremsbereit um den Lenker geklammert, den kaum geschützten Körper dem Fahrtwind ausgesetzt, in höchster Konzentration, die alles andere Denken unmöglich macht: Das ist unmittelbare Geschwindigkeitserfahrung, durch keine Blech- oder Lederhaut gedämpft, und das

ist höchste Lust und Angst in einem, Erfüllung einer alten Zentralkategorie ästhetischer Wahrnehmung: angenehmes Grauen, Vorschein des Erhabenen.

Tiefer als der Rausch der Geschwindigkeit, tiefer als die Abfahrt berührt nur eines: der Berg. Das Befahren einer Alpenstraße. Ein Pass. Denn hier geht es um alles: um die Grenze schlechthin. Und jeden, der ein Rennrad sein eigen nennt, zieht es irgend wann einmal - vorausgesetzt, die körperliche Verfassung lässt die Erfüllung dieser Sehnsucht zu - zu jenen legendären Anstiegen, wo auch die Helden der großen Rundfahrten, der Tour und des Giro zerbrechen oder triumphieren. Vielleicht ist das Erfahren, das Erklimmen eines hochalpinen Passes mit dem Rennrad das Intensivste, was man mit diesem Gerät, was man überhaupt erleben kann. Und dies in mehrfacher Hinsicht. Schon der Pass als solcher könnte zur Reflexion Anlass geben: Er ist keine einfache Bergstraße, schon gar keine Straße ins Irgendwo, sondern ein Übergang. Er verbindet zwei Täler, überwindet das Trennende und demonstriert dem Radfahrer mitunter in aller Brutalität, dass diese Überwindung, Utopie aller menschlichen Bewegung, seinen Preis hat.

Am Pass berührt sich die Erhabenheit der Gebirgszüge mit der Technologie ihrer Bewältigung. Und auch hier gilt, dass Straßen, die sich den geologischen Verhältnissen angleichen, die in Serpentinen nach oben führen, Kehre um Kehre, noch am ehesten den Eindruck einer Technik vermitteln, die human ist, weil sie Natur durch Mimesis, durch Angleichung, durch Anschmiegen überwindet. Dort, wo brutale Rampen hochgezogen werden, eingesprengte Tunnels und Brücken als Fortsetzung der Geraden mit anderen Mitteln die Täler nicht verbinden, sondern durchschneiden, könnte man, während man sich die endlos scheinende Steigung langsam hochkämpft, depressiv werden. Dort aber, wo die Straße den Formationen des Gebirges selbst folgt, schraubt man sich die Windungen hoch, allmählich weitet sich der Blick, das Tal sinkt zurück und der Himmel rückt näher, Kehre um Kehre. Die Kehre, Martin Heidegger wusste es noch, ist dann auch keine Wende, keine Umkehr, sondern eine Änderung der Richtung, um die Richtung beizubehalten: "Einblick in das, was ist." [1] Die Kehre ist ein Umweg, um das Ziel zu erreichen, also Methode schlechthin, sie ist Medium der Erkenntnis und Selbsterkenntnis, und, vor allem wenn sie gegen den Hang angelegt ist, wenn auch nur für Sekunden, Moment der Erholung und der Regeneration.

Die Fahrt am Berg aber verlangt einem alles ab. Egal, ob man in einer Gruppe oder mit einem Partner losgefahren ist, am Berg erfährt der Radfahrer eine existentielle Dimension: die Einsamkeit. Am Berg ist jeder allein, allein mit sich, seinem Körper und der Steigung. Und nirgends erfährt man eindringlicher, was es heißt, gegen sich zu kämpfen. Wenn, nach kilometerlanger Bergfahrt, die Steigung noch einmal auf über 12% ansteigt, kein Ende absehbar ist, die Beine schwer werden und die Lunge eng, der Rücken schmerzt, dann stellt sich irgendwann die Frage: Warum noch weiterfahren. Warum nicht absteigen, rasten, zurückfahren, es ist niemand da, die Straße ist öd und leer, es gibt keinen Grund, die Tortur fortzusetzen. Und dennoch: solange es geht, wird man im Sattel bleiben, solange, bis das Ziel erreicht ist. Und wenn dann nach, sagen wir einmal, 120 Kilometern Fahrt durch die Dolomiten, nach vier oder fünf bewältigten Pässen, die allerletzte Steigung, die allerletzte Kehre in der schon tief stehenden Sonne aufleuchtet, und man weiß, dass danach nur noch eine unendlich lange Abfahrt folgt, an deren Ende ein gedeckter Tisch wartet, dann fällt

[1] Martin Heidegger: Die Technik und die Kehre. Pfullingen 1962, S. 44

auch ein Vorschein von Glück, ein Schimmer von Erlösung auf die am nahen Horizont sich abzeichnende Passhöhe.

Alles Glück aber endet. Wenn die Tage kürzer werden und die Nebel einfallen, wenn die Straßen mit feuchtem Laub bedeckt und die Morgenstunden frostig sind, wenn die stürmischen Winde die Blätter von den Bäumen fegen und die ersten Schneeschauer den Wienerwald streifen, kurz: wenn die schmalen Reifen unserer federleichten, schwarz schimmernden Carbon-Rennmaschine in den glitschigen Kurven den Halt verlieren und der eisige Fahrtwind die Gliedmaßen erstarren lässt und die Tränen in die Augen treibt, bietet sich das Fitnessstudio als Ort des Überwinterns an.

Mit dem Fitnessstudio betritt man eine andere Welt. Es ist, sobald man den Empfang verlassen, sich umgezogen und einen der Trainingsräume aufgesucht hat, vorab eine Welt der anderen Geräusche. Das Surren der Laufbänder und Ergometer, das rhythmische Aufsetzen von Füßen, das Klappern der Gewichte, das Atmen und Stöhnen der Menschen, die halblauten Anweisungen sporadisch auftauchender Trainer ergeben ein akustisches Universum, das an leichtindustrielle Fertigungshallen erinnert und dem sich die meisten Besucher schnell wieder entziehen, indem sie sich kleine Lautsprecher in die Ohren stecken, die mit ihren *iPods* oder den Bildschirmen an den Fitnessgeräten verbunden sind. Die Ohren, auch die Augen sind irgendwo, der Körper aber arbeitet hier, im Raum, an den Geräten, unverdrossen und unerbittlich.

Das Fitnessstudio ist eine Welt für sich und doch ein Spiegel der Welt. An dem, was die Menschen hier tun und wie sie es tun, lassen sich ihre Motivationen, Sorgen und Nöte, ihre Sehnsüchte und Wünsche erahnen, die sie ins Fitnessstudio getrieben haben. Natürlich: Hier dreht sich alles um den Körper. Aber Körper ist nicht gleich Körper, und das, was mit dem Körper geschehen, was aus dem Körper hier werden soll, gehorcht offenbar ganz unterschiedlichen Vorstellungen und Zielen. Da sieht man urbane Freizeitsportler, die sich am *Laufband* auf den nächsten Stadtmarathon vorbereiten, daneben die überschlanken Mädchen, die am *Stepper* oder *Crosstrainer* noch jene letzten Fettpölsterchen wegbringen wollen, die sie noch von der Magersucht trennen; da erblickt man alternde Herren, die an Ausdauergeräten ihr Herz stärken und Kalorien verbrennen wollen; da bestaunt man die jungen, tätowierten Männer, die ihren Körper so lange trainieren, bis sie dem klassischen Schönheitsideal und dem Waschbrettbauch nahe gekommen sind; mitunter, aber seltener als vermutet, riskiert man einen Blick auf die eigentlichen *Bodybuilder*, die vor und nach dem Training ihre Pillenschachtel konsultieren, die jeden Muskel ihres Körpers solange malträtieren und definieren, bis sich alles nur noch wölbt und spannt, prall bis zur tendenziellen Bewegungsunfähigkeit; man beobachtet Menschen aller Altersgruppen an muskelstärkenden und fettreduzierenden Geräten, man sieht Frauen, einzeln und in kleinen Gruppen, beim Strecken und Dehnen, bei Balanceübungen und bei konventioneller Gymnastik, bei Versuchen, den Po zu straffen und den Bauch wegzubringen, mit einem Wort: Im Fitnessstudio geschieht Körperarbeit, in wandelnder Gestalt.

Eine dieser Gestalten ist der Intellektuelle. Lange hat er das Fitnessstudio gemieden, wie den Sport überhaupt. Rauchend, trinkend, sitzend, diskutierend hat er bislang sein Leben zugebracht, und während er sich philosophisch für einen Materialisten hielt, drückte sich in jeder seiner Gesten eine rabiate Körperverachtung aus. Der

Körper - das war nichts, das man pflegen oder formen sollte, der Körper war auch nichts, dem man etwas abverlangen konnte. Der Körper hatte beim Sex und bei der Verdauung zu funktionieren, alles andere war bürgerliche Ideologie. Nun treffen sich die einstigen Körperfeinde im Fitnessstudio. Denn der Körper hat sich gemeldet. Nicht nur beim Sex funktioniert er nicht mehr so wie gewohnt. Er hat sich verformt, und der Geist fühlt sich unwohl in diesem Körper. Also beginnt der Intellektuelle seinen Körper zu beachten, die Anzeichen des Verfalls ängstigen ihn, er beginnt mit leichtem Training, statt Barrikaden zu bauen, stemmt er Gewichte, statt im Laufschritt gegen das Unrecht dieser Welt zu demonstrieren, traktiert er das Laufband. Er überwindet sich und merkt, dass es jenseits aller Theorie etwas gibt, das er so noch nicht erfahren hat: Den Schmerz, den man auf sich nimmt, um sich danach besser zu fühlen. Keine Frage: die Entdeckung des Fitnessstudios hat die Leidensfähigkeit der europäischen Intellektuellen entscheidend erhöht. Man kann es auch anders sagen: Er beginnt wieder zu üben.[2]

Um diese Leidensfähigkeit auszukosten, empfiehlt es sich das *Spinning*. In der Welt des Fitnessstudios ist dies noch einmal eine Welt für sich. Abgeschlossener Raum, dröhnende Musik mit variierenden, das Tempo vorgebenden Rhythmen, die knappen, von dramatischer Gestik begleiteten Anweisungen der Trainerin, und die spartanischen *Spinning-Bikes*, an denen nichts blinkt und leuchtet, an denen keine Kilometer, Watt, Kalorien oder Pulswerte abzulesen sind, und die sich immer weiter drehen, unbeirrbar, gegen immer größeren Widerstand, schweißtreibend in höchstem Maße. Seit Peter Konwitschny in seiner fabelhaften Grazer Inszenierung von Richard Wagners "*Der fliegende Holländer"* die Gespielinnen der erlösungssüchtigen Senta aus der Spinnstube verbannte und auf *Spinning-Räder* setzte,[3] ist Spinnung auch für Intellektuelle eine akzeptable Form der Körperarbeit geworden. Trefflich lässt sich nun, während der Puls steigt, der Atem kurz wird und die Beine zu schmerzen beginnen, darüber räsonieren, was die inszenatorische Transformation des Spinnrades in ein Fitnessgerät eigentlich bedeuten mag. Das Spinnrad war ja nicht nur ein halbmechanischen Gerät zur Produktion jener Fasern gewesen, aus denen die unterschiedlichsten Gewebe hergestellt werden konnten, sondern auch eine wirkmächtige Daseinsmetapher: Im Märchen kann man Stroh zu Gold spinnen, in Richard Wagners *Götterdämmerung* spinnen die Nornen die Fäden, an denen das Schicksal der Götter und Menschen hängt, und für Goethes Gretchen wird das Spinnrad zum Symbol einer aus den Fugen geratenen Welt, zum Ausdruck einer inneren Unruhe und hastenden Irritation, die den tragischen Verlauf ihres Geschicks antizipiert. Das *Spinning-Bike* aber, das sich, einmal in Schwung gebracht, unaufhörlich weiterbewegt, keinen Leerlauf kennt und keine Atempause gönnt, gleicht eher dem unaufhörlich sich drehenden Rad, an das die Götter Ixion, den König der Lapiter, schnallten, um ihn für seine Frevel zu bestrafen. Für Schopenhauer war dieses Feuerrad des Ixion zum Ausdruck der Ruhe- und Ausweglosigkeit der menschlichen Existenz geworden, das *Spinning-Rad* bestätigt und ironisiert diese Deutung: eine Maschine, die sich, vollkommen selbstreferentiell, in sich dreht, tauglich einzig zur Produktion von Schweiß.

Was immer im Fitnessstudio an Schweiß auch fließen mag - alles kreist im Selbstverständnis der Betreiber und Kunden um vier Begriffe: Gesundheit, Kraft,

---

[2] Peter Sloterdijk: Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik. Frankfurt/Main 2009, S. 644ff.

[3] Richard Wagner: Der fliegende Holländer. Romantische Oper in drei Aufzügen. Inszenierung. Peter Konwitschny. Eine Koproduktion zwischen der Bayerischen Staatsoper München und dem Bolschoi-Theater Moskau. Oper Graz, Premiere: 18.3.2007

Ausdauer, Attraktivität. Je nach Alter, Geschlecht und Charakter werden diese Ziele in unterschiedlichen Intensitäten und mit mannigfachen Mitteln verfolgt. An den Herz-Kreislaufmaschinen arbeiten die Cholesterinbekämpfer, Fettverbrenner und Ausdauersportler, bei den diversen gymnastischen Übungen mit mehr oder minder einschlägigen esoterischen Überbau sieht man die Ganz- und Gesundheitsjüngerinnen und die *Business-Women*, die sich auf den globalen Wettbewerb vorbereiten, und an den Foltergeräten der Kraftkammer werden die Körper für die Aufmerksamkeitsmärkte aller Art gestählt. Natürlich: die Körper müssen in einer leistungsorientierten Gesellschaft funktionieren, und seit zahlreiche Studien das alte Vorurteil, dass es schöne Menschen nicht nur in erotischen Belangen, sondern auch im Beruf leichter haben, bestätigten,[4] ist die Grenze zwischen *Fitness*, *Wellness* und *Beauty* fließend geworden. Die Hintergrundideologie aller Fitnessstudios aber liefert der Darwinismus: Nur die Fitten werden überleben. Sie werden zumindest länger leben. Und deshalb müssen wir uns auch außerhalb des Fitnessstudios fit machen: Für die Zukunft, für PISA, für die Grenzöffnungen, für die Globalisierung. Der Ideologe der Gegenwart denkt sich auch die große Politik nach dem Modell des Fitnessstudios. Deshalb brauchen wir auch den schlanken Staat.[5]

Allerdings: Die mitunter durchaus quälende Lust an der Betätigung und Formung der Körper hat auch sublimere Wurzeln. Was der Philosoph Günther Anders vom Sport schlechthin sagte, gilt in besonderem Maße für die Aktivitäten im Fitnessstudio: Die psychischen und physischen Defizite der automatisierten und digitalisierten Arbeit müssen kompensiert werden. Zumindest ihrem äußeren Erscheinungsbild nach sieht Arbeit heute überall gleich aus: Es ist eine entkörperlichte Arbeit. Egal, ob Menschen gerade Gene sequenzieren, ein Gebäude entwerfen, einen Blinddarm operieren, ein Buch schreiben, den Staat verwalten, eine neue Mode kreieren - immer sitzen sie hinter einem Bildschirm und bewegen gerade noch mit einer Hand die Computermaus. Die anthropologische Konstitution des Menschen verlangt allerdings danach, dass er seinen noch nicht vollständig technifizierten Leib zumindest hin und wieder spüren kann. Die Kernthese von Anders lautete deshalb: "Je anstrengungsloser Arbeit wird, desto mehr muss der Mensch, der *wesensmäßig* für das Arbeiten gebaut ist, seine absolut unverzichtbare Anstrengung und die dazu gehörige, ebenso unverzichtbare, *voluptas laborandi* nachholen; er muss diese also in seine Freizeit verlegen."[6] Je leichter die Arbeit wird, desto schwerer wird es in der Freizeit. Dieses Freizeitverhalten ist in einer technisierten Gesellschaft allerdings von eben jenen Geräten dominiert, die ihrerseits die Arbeitswelt entmaterialisieren. Kein Fitnessstudio kommt ohne *High-Tech-Equipment* aus, Monitore und Mikroprozessoren sind überall im Einsatz, sie überwachen vom Pulsschlag über die Schweißabsonderung bis zur Trittfrequenz alle messbaren Dimensionen einer körperlichen Betätigung und spiegeln diese am Bildschirm in digitalisierter Form wider. Was Anders allerdings vergaß: Die von der körperlichen Arbeit befreite Arbeit am und mit dem Körper erlaubt es, diesen nicht nur als Mittel, sondern endlich auch als Zweck an sich in den Blick zu bekommen.

---

[4] Frank Naumann: Schöne Menschen haben mehr vom Leben. Die geheime Macht der Attraktivität. Frankfurt/Main 2006

[5] Wolfgang Fach: Staatskörperkultur. Ein Traktat über den "schlanken Staat". In: Ulrich Bröckling et al. (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Frankfurt/Main 2000, S. 110ff.

[6] Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen II. München 1980, S. 103

Von dem Wiener Erziehungswissenschaftler Alfred Schirlbauer stammt die These, dass im Fitnessstudio die ansonsten diskreditierte Bildungsphilosophie Wilhelm von Humboldts hochwirksam ist: "Humboldt war der erste (und bislang letzte) Bildungstheoretiker, der den menschlichen Geist und seine Bildung so gedacht hatte wie ein Bodybuilder von heute seinen Körper: nämlich als Selbstzweck und dergestalt als Gegenstand permanenter Verbesserungsbemühungen."[7] Dass ein Körper gebildet, in Form gebracht werden kann, dass sich Muskeln straffen und Fettpolster verschwinden können, dass sich ein Lungenvolumen erhöhen und die Ausdauer steigern lässt, lässt den Körper auch als ein Objekt der Bildung jenseits aller sportlichen, sozialen oder sexuellen Zwecksetzungen erscheinen. Die pure Möglichkeit der Formung und Entfaltung des Körpers lässt es plausibel erscheinen, diese Prozesse auch um ihrer selbst willen, aus Freude an der Formbarkeit an sich, aus Lust an der Autonomie des Ästhetischen, zu initiieren. Diese Möglichkeit steht allerdings nur mehr dem Körper offen. Der Geist, der doch einstens der Ort der Freiheit, Gestaltung und Selbstformung gewesen war, muss sich längst vollständig den Anforderungen der Ökonomie beugen. Effizienz lautet seine Vorgabe, nicht Schönheit oder Bildung.

Das Fitnessstudio repräsentiert im Kern also das vergesellschaftete, höchst paradoxe Körperverhältnis unserer Gesellschaft. Dies lässt sich auch an jenem Begriff demonstrieren, der einstens die Körperlichkeit des Menschen ausmachte und nun zur Leitmetapher einer entkörperlichten Arbeitswelt geworden ist: Mobilität. Der evolutionäre Vorteil des Menschen verdankt sich zweifellos auch seiner physischen Beweglichkeit: Zwei Beine, aufrechter Gang, freie Sicht, disponible Greifhände. Damit kann man gehen und laufen, steigen und klettern, heben und tragen, werfen und fangen, stoßen und stemmen. Jahrtausendelang prägten diese Bewegungs- und Kraftformen den zivilen und militärischen Alltag der Menschen. Technischer Fortschritt unter der Perspektive der Mobilität bedeutet drastische Reduktion der Eigenbewegung der Körper bei gleichzeitiger atemberaubender Erhöhung der Geschwindigkeit, mit der diese Körper nun bewegt werden. Unsere Vehikel werden immer schneller, wir selbst allerdings erstarren dabei. Der eigentliche Modus der Bewegtheit heute ist das Angeschnalltsein: im Auto, im Flugzeug, in einer Raumkapsel. Sogar die wenigen Handgriffe und Fußbewegungen, die einstens dem Autofahrer noch die Illusion verliehen, ein Fahrzeug zu steuern, werden durch automatische Getriebe, Tempomat und elektronische Leitsysteme auf ein Minimum reduziert. Nicht wir bewegen uns schnell, sondern wir werden schnell bewegt.

Schnelligkeit und Geschwindigkeit sind zwar eine alles beherrschende Ideologie, und viele Menschen verbreiten eine dementsprechend unruhige Körpersprache, tatsächlich haben aber noch nie so viele Menschen so viel Lebenszeit im Zustand des Sitzens verbracht wie heute. Je mehr wir unser Leben tatsächlich nahezu bewegungslos sitzend in Fahrzeugkabinen und vor Bildschirmen verbringen, desto größer wird die Sehnsucht der Körper nach wirklicher Bewegung. Zu Befriedigung dieser Sehnsucht hat man das Fitnessstudio erfunden. Es erlaubt uns, die gewohnte Umgebung - geschlossene Räume, Maschinen - nicht zu verlassen und dennoch das Gegenteil von dem zu tun, was wir sonst tun. Menschen versetzen nun ihre Körper in schweißtreibende Bewegungen, ohne allerdings von der Stelle zu kommen. Nun sind die Körper und Glieder aktiv, aber die Vehikel angeschnallt und festgeschraubt. Alles

[7] Alfred Schirlbauer: Humboldt incorporated. Eine Bildungsidee aus dem Geiste des Fitnessstudios. In: Dzierzbicka, Agnieszka et al. (Hg.): Bildung riskiert. Erziehungswissenschaftliche Markierungen. Wien 2005, S. 227

bleibt an seinem Ort. Stillstand. Alle Energie, die die Körper erzeugen, alle Kraft, die sie aufwenden, verpufft. Wenn man wollte, könnte man in all den Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, die Bewegungen des Laufens, Radfahrens, Ruderns und Steigens simulieren, ohne auch nur einen Zentimeter voranzukommen, die Wahrheit der fetischisierten Mobilität unserer Gesellschaft erblicken: Alles ist ständig in Bewegung, einmal hier, dann wieder dort, immer schneller und immer woanders, aber am Ende hat sich nichts bewegt. Im Fitnessstudio wachsen immerhin die Muskeln, werden Herz und Kreislauf gestärkt, bringt sich ein Körper in Form. Ob solches auch für den rasenden Stillstand der beschleunigten Welt gilt, bleibe einmal dahingestellt.

Irgendwann wollen wir deshalb auch wieder raus! Und uns mit den Bewegungen unseres Körpers auch in der wirklichen Wirklichkeit bewegen. Noch aber sind wir im Studio. Die Luft steht, wir riechen den eigenen Schweiß und den der anderen. Wir haben unsere Ohren nicht verstöpselt, denn es sind keine Sirenen in Sicht. Wir hören das Surren der Maschinen, das Aufstampfen der Füße. Desinteressiert blicken wir auf den Monitor vor uns, die Gedanken schweifen ab. Die Beine bewegen sich, ohne dass uns dies von der Stelle brächte, und im Kopf entstehen Sehnsuchtsbilder der besonderen Art. Wie es sein wird, wenn die Tage wieder länger werden, die Temperaturen steigen, die Straßen auftrocknen, die Obstbäume blühen und die Laubwälder sich lichtgrün färben. Dann werden wir das schwarze, federleichte Rennrad von der Wand nehmen, den Reifendruck und den Lauf der Kette prüfen und das Weite suchen, hinaus auf die endlos scheinenden Straßen des Alpenvorlandes und hinauf, auf die sagenumwitterten Pässe der Dolomiten. Vor einem aber graut uns: Dass wir bei der ersten, kurzen Ausfahrt im neuen Jahr schon bei einem ersten kleinen Anstieg erschöpft an das Ende aller Tage denken müssen. Damit dies nicht geschieht, gehen auch wir ins Fitnessstudio.